

Nr. 118. Bromberg, den 7. Juni 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XVI.

Schulvorstandssitzung.

Ackerbürger Thomas Kraack war beim Roggenmähen, und seine Frau band hinter ihm das lose Korn zu Garben zusammen. Es wurde Zeit, daß der Roggen in Hocken kam, die letzten Tage hatten ihn schnell zur Reife gebracht.

Um vier Uhr guckte Thomas Kraack nach der Uhr. „Wir müssen bald aufhören, Stine, in zwei Stunden ist Schulvorstandssitzung, und ich muß mich noch umziehen."

Stine antwortete ihm ärgerlich, ohne den Blick von den Garben zu wenden:

„Wir bleiben beim Roggen, das ist vernünftiger. Auf euren Sitzungen redet ihr doch nur dummes Zeug. Ebensogut kannst du die Angel in den Sod halten."

So unrecht hatte Stine nicht, ihr Mann mußte es zugestehen. Denn die Aufgaben des Kleckerfelder Schulvorstandes waren bescheiden. Bindende Beschlüsse standen ihm nicht zu, nur Vorschläge über die äußere Schulpflege hatte er der oberen Schulbehörde zu unterbreiten. Aber doch nahm Thomas Kraack sein Amt als Mitglied des Schulvorstandes ernst. Der Name sagte es ja schon, daß er zu einer Körperschaft gehörte, die an der Spitze des Schulwesens und der Lehrer stand. Wenn er sich heute niederließ im Lehrerzimmer, das er als Junge nur mit Scheu und eigentlich immer mit schlechtem Gewissen betreten hatte, so fühlte er, daß zwischen dem Damals und Heute ein gewaltiger Unterschied war. Darum ließ er sich in seinen Entschlüssen auch nicht durch kurzsichtige Einwendungen seiner Frau beeinflussen.

Gleich nach fünf sagte er: „Nun müssen wir gehen!"

„Ich bleibe beim Roggen! Geh meinetwegen allein!"

Das war ein dummer Schnack, den er nicht durchgehen lassen konnte.

„Du weißt, daß du mir den Kragen umbinden mußt. Oder willst du, daß ich wie ein Landstreicher zur Sitzung gehen soll?"

Das wollte Stine natürlich nicht. Dagegen sträubte sich ihre Hausfrauenehre. Darum ging sie mit ihrem Mann nach Hause. Mit dem ungewohnten steifen Kragen kam er nicht allein zurecht.

„Weshalb kommt ihr überhaupt zusammen? Die großen Ferien haben doch schon gestern begonnen!" fragte sie unterwegs.

„Das verstehst du nicht, Stine," erklärte Thomas. „Der Schulvorstand hat keine Ferien. Und außerdem gibt Emmerlein die Tagesordnung erst in der Sitzung bekannt."

Stine schwieg. Ihre Vorstellung von einer Tagesordnung war etwas verworren. Hinterm Herd brauchte sie keine. —

Zum Schulvorstand gehörten vier Elternvertreter, zwei Abgeordnete der Stadtverordnetenversammlung und Körner und Moormann als Mitglieder des Lehrerkollegiums. Die Leitung lag in den Händen des Stadtrats Emmerlein.

Das Kollegium hatte beantragt, für die Kinder eine Waschgelegenheit in der Schule herzurichten, und der Rat von Kleckerfeld hatte den Schulvorstand um gutachtliche Äußerung ersucht.

Körner teilte mit, daß diese Anregung von Busacker ausgehe, doch habe sich das Kollegium dem Antrage angeschlossen. Aus gesundheitlichen Rücksichten erscheine es notwendig, daß auf jedem Flur eine Waschgelegenheit vorhanden sei.

Stellmacher Pfennigschmidt wollte wissen, was das Waschen mit der Gesundheit zu tun habe. Wenn Busacker die Waschgelegenheit für so dringend notwendig halte, hätte er lieber die zwanzig Mark Strafe für diesen Zweck verwenden sollen.

Auch Schuhmachermeister Brandeis erklärte sich als Stadtverordneter gegen den Antrag, weil die Stadt auch sonst genug Ausgaben habe. „Ich bin hier acht Jahre zur Schule gegangen und habe keine Waschschüssel entbehrt. Da wird es wohl auch weiter so gehen. Wenn das Kollegium sich anstecken läßt von neumodischen Gedanken, so mache ich nicht mit. Herr Busacker sollte sich andere Sorgen machen. Er bringt nur Aufregung und Unruhe in Schule und Stadt."

Ein beifälliges Nicken des Versammlungsleiters heimste Brandeis für seine Rede ein.

Körner erwiderte: „Herr Brandeis, Sie waschen sich doch auch die Hände, wenn Sie aus Ihrer Werkstatt in die Schulvorstandssitzung kommen. Da wollen wir doch den Kindern auch die Gelegenheit geben, sich zu säubern."

Thomas Kraack schob unauffällig die rissigen Fäuste unter den Tisch. Er hatte es wahrhaftig vergessen, die Hände vor dem Weggehen noch einmal in die Schüssel zu stecken.

Brandeis antwortete der Versammlung: „Bisher ist es noch nicht Mode, daß Kinder zur Schulvorstandssitzung kommen. Darum ist der von Herrn Körner vorgebrachte Grund nicht durchschlagend."

Mit Körner und Moormann sprach sich auch Kaufmann Erdmann für den Antrag aus. So teuer werde die Sache gar nicht; er könne schon für einen sehr mäßigen Preis gute Waschgeschirre liefern.

„Wie stehen Sie zu der angeregten Frage, Herr Davids?" fragte der Vorsitzende. Bisher hatte dieser noch seine Stellungnahme vermissen lassen.

„An sich mag es wohl ganz gut sein, wenn die Schule das Waschgeschirr bekommt, und die Stadt wird wegen der geringen Ausgabe auch nicht gleich Konkurs machen. Trotzdem lehne ich den Antrag ab, weil er von Lehrer Busacker ausgeht. Dieser Herr sollte sich nicht um die Sauberkeit anderer Leute kümmern, sondern lieber vor der eigenen Tür kehren; dort liegt Dreck genug. Ich beantrage Übergang zur Tagesordnung!"

Davids gehörte zur Stadtverordnetenversammlung, und darum waren ihm parlamentarische Umgangsformen geläufig.

Emmerlein erhob sich. „Es ist Übergang zur Tagesordnung beantragt. Das Für und Wider dürfte auch genügend geklärt sein. Schreiten wir also zur Abstimmung."

Sie war geheim, geschah durch Stimmzettel. Drei Stimmen waren für den Antrag, fünf dagegen.

„Ich stelle fest, daß der Schulvorstand sich außerstande sieht, der Stadtverordnetenversammlung die Aufstellung von Waschbecken in der Schule zu empfehlen."

Aber die Tagesordnung war nicht erledigt. Emmerlein nahm noch einmal das Wort.

„Wenn es den Herren recht ist, möchte ich noch die Angelegenheit Busacker zur Sprache bringen. Sie erscheint mir bedeutend wichtiger, als die dummen Waschschüsseln. In Kleckerfeld herrscht allgemein die Auffassung, daß eine Versetzung Busackers zur zwingenden Notwendigkeit geworden

ist. Es liegt mir fern, dem Herrn persönlich nahezutreten. Aber in unserer Stadt ist er eben nicht am Platze. Nach meinem Dafürhalten kann der Schulvorstand die Volksstimmung nicht einfach —" Emmerlein hüstelte: das Fremdwort, das er eben noch beim Zipfel gehabt hatte, war ihm entfallen — „ich meine, der Schulvorstand muß als amtliche Körperschaft die einleitenden Schritte tun. Wollen die Herren sich äußern!"

Die Herren äußerten sich zunächst nicht. Das war eine etwas heikle Geschichte, und vorläufig blieb jeder im Windschutz des Schweigens.

Brandeis war der Tapferste. Er brach das Eis. „Er hat mir meinen Lehrjungen verdorben; vom Reiskochen plappert er und zerschneidet mir dabei das Oberleder."

Davids nahm den Faden auf. „Die Tochter von Sorgenfrei hat noch vierzehn Tage gehumpelt."

Allmählich wärmte eine Kohle die andere.

„Er ist eben am Gefängnis vorbeigegangen."

„Mit dem Gendarm hat er schon früher Bekanntschaft gemacht."

„Er behält den Makel, daß er auf einen Menschen angelegt hat."

„Wir wollen ihn nicht aus Amt und Brot stoßen. Mag er eine Gegend beglücken, wo es nichts zu verderben gibt. Unsere Jugend ist uns zu schade dazu."

Emmerlein konnte zufrieden sein. Ein volles Echo hatte er gefunden. Nur Körner und Moormann schwiegen. Da wandte sich Emmerlein direkt an die Pädagogik.

„Es wäre mir lieb, wenn auch die Vertreter des Kollegiums ihre Meinung zum Ausdruck bringen möchten. Ich kann mir nicht denken, daß alles Ungewöhnliche, was Kleckerfeld Herrn Busacker verdankt, spurlos am Kollegium vorübergegangen sein sollte."

Körner war in Verlegenheit. Es gab bequemere Kollegen als Busacker, und wenn er sich versetzen ließ, würde er ihm nicht nachweinen. Aber trotzdem war es eine glatte Unmöglichkeit, daß Busacker hier von allen Seiten bekrittelt wurde. Dadurch wurde auch die Unantastbarkeit des Kollegiums gefährdet.

„Herr Moormann und ich sind hier als Vertreter des Kollegiums, dem auch Herr Busacker angehört und können es darum nicht zulassen, daß an einem Abwesenden, der sich nicht verteidigen kann, derart Kritik geübt wird. Ich muß auch in aller Klarheit zum Ausdruck bringen, daß das dienstliche und außerdienstliche Verhalten eines Lehrers nicht vom Schulvorstand, sondern lediglich von der oberen Schulbehörde gerügt werden darf. Durch die Debatte, wie sie hier eben geführt wurde, hat der Schulvorstand seine Kompetenzen überschritten. Herr Moormann wird mir beipflichten."

Moormann nickte. Wider Willen mußte er sich dazu hergeben, Busacker zu verteidigen, obgleich dieser es nicht verdient hatte. An einen der letzten Schultage dachte er. Er hatte im Kollegium erzählt, daß ein Schlosserlehrling, den er bis Ostern in der Schule gehabt hatte, es nicht mehr für nötig hielt, ihn zu grüßen. Da Busacker den Lehrling in der Gewerbeschule hatte, fühlte sich Moormann verpflichtet, den Lehrer besonders darauf aufmerksam zu machen. Wäre es nicht selbstverständlich gewesen, daß Busacker den unhöflichen Bengel, der nicht wußte, was er seinem einstigen Lehrer schuldig war, den Kopf zurechtgesetzt hätte? Aber Busacker hatte sich erlaubt, ihm, dem älteren Kollegen, eine Vorlesung über den Umgang mit Menschen zu halten. Jeder Gruß müsse freiwillig sein, sonst verliere er seinen Sinn, werde zum Militärgruß. „Ich verzichte auf Ihre Hilfe, denn ich weiß ohne Sie, was sich für einen Lehrjungen gehört." Mit dieser Zurechtweisung hatte er Busacker stehen lassen.

Sollte er heute für ihn eine Lanze brechen, ihn verteidigen, wo nichts zu verteidigen war? Auch auf seine Tochter hatte die Busackersche Harzfahrt ungünstig eingewirkt. Bisher war sie zufrieden gewesen in Kleckerfeld, nun schwärmte sie von Reisen und Erleben, hatte sich wie närrisch gefreut, daß sie mit den Kindern an die See durfte. Nein, ein zweites Mal würde er seine Tochter dem Busacker nicht anvertrauen. Er war kein Umgang für sie.

Emmerlein war durch Körners Einwand verschnupft.

„Da Zweifel an der Zuständigkeit des Schulvorstandes erhoben werden, wollen wir die Sache Busackers heute abbrechen. Ich werde mich höheren Orts erkundigen und behalte mir vor, die Angelegenheit erneut auf die Tagesordnung zu setzen. Ich schließe die heutige Sitzung."

Sinnend ging Thomas Kraack nach Hause. An seinen Roggen dachte er. Es wäre doch wohl sinnvoller gewesen, beim Mähen zu bleiben, wie seine Frau es gewollt hatte. Denn wenn er mitgeholfen hatte, die Schule vor Waschschüsseln zu bewahren, so regnete ihm dafür vielleicht der Roggen ein. Bedrohlich genug sah es im Westen aus. Aber von diesen Gedankengängen durfte er Stine nichts sagen, dann war tagelang kein Umgehen mit ihr.

Emmerlein und Brandeis dachten auf dem Heimweg nicht an persönliche Interessen. Ihr Gespräch galt dem Wohle Kleckerfelds.

„Eine Krähe hackt der anderen das Auge nicht aus" sagte Emmerlein. Er meinte Moormann und Körner, weil sie seine Absichten durchkreuzt hatten.

„Ich hätte Körner auch für weitsichtiger gehalten", bestätigte Brandeis.

Plötzlich tauchte zwischen ihnen eine neue Idee auf. Niemand konnte so recht sagen, wer sie zuerst gedacht hatte. Aber darüber zerbrachen sie sich auch nicht die Köpfe. Alles Große ist schließlich ein Geschenk. Empfahl es sich überhaupt, daß der Schulvorstand dem Busacker die Versetzung nahelegte? Bei dessen Querköpfigkeit war ein Erfolg zweifelhaft, und man hatte Zeit und Kraft vergeudet. Es war entschieden besser, wenn man sich gleich an die Regierung wandte. Die Eingabe war noch aussichtsreicher, wenn nicht nur der Schulvorstand hinter ihr stand, sondern wenn sie getragen wurde vom Volkswillen der Stadt. Von Haus zu Haus mußte man gehen und die Leute unterzeichnen lassen. Jedes Mitglied der Schützenzunft gab ohne weiteres seinen Namen her. Auch viele Mütter würden das Unternehmen unterstützen, Mütter, deren sittliches Empfinden durch das Turnen im Badegewand verletzt war.

„Wir wollen nicht, daß in unseren Straßen Leute herumlaufen, die den Kopf voll Windbeuteleien haben und alles besser wissen wollen als wir", sagte Emmerlein abschließend. „Wir fühlen uns in unserem Rock ganz wohl, und wenn wir einen neuen gebrauchen, gehen wir hin zu Schneidermeister Breitmeier am Markt, aber nicht zu Busacker!"

Emmerlein war der Schwager von Breitmeier, und darum war es natürlich, wenn er seine Kunst lobend hervorhob. Brandeis gehörte noch nicht zu seinen Kunden.

(Fortsetzung folgt.)

Begegnung mit Lilian Gish.

Max Reinhardt wird mit ihr einen Film inszenieren.

Unser Berliner Dr. F. K.-Mitarbeiter hatte Gelegenheit, die berühmte Filmschauspielerin Lilian Gish zu interviewen, die augenblicklich in Berlin weilt.

Nun hat man auch Gelegenheit gehabt, Lilian Gish kennen zu lernen. Sie gehört zu jenen wenigen Sternen von Hollywood, deren Glanz schon vor vielen Jahren aufgegangen und noch nicht erloschen ist. Der bekannte amerikanische Regisseur Griffith war es, der sie vor Jahren entdeckte und sie groß herausbrachte. In dem Film „Zwei Waisen im Sturm der Zeit" haben die beiden Schwestern Lilian und Dorothy Gish Triumphe gefeiert. Sie spielten zwei junge Mädchen, die in der französischen Revolution ihr Elternhaus verloren und sich nur mühsam durchschlagen konnten. Die eine war blind, die andere, die sich in rührender Weise um sie kümmerte, wurde von ihrer Seite gerissen und mußte ihre Schwester hilflos allein lassen. Die Blinde spielte Dorothy, die andere Schwester war Lilian Gish. Noch in manchen anderen Filmen sind die beiden Schwestern Gish zusammen aufgetreten. Aber während Lilians Ruhm immer größer wurde, ist Dorothea mehr in den Hintergrund getreten. Dann kam der Augenblick, in dem Lilian Gishs beste Zeit vorbei zu sein schien. Ihre Filme fanden beim Publikum nicht mehr den Anklang wie einst, und man rechnete sie schon zu den einstigen Größen, als ihr „La Bohème" erneuten Weltruhm brachte. Selbst wenn Lilian Gishs Laufbahn mit diesem Film beendet wäre, so würde sie doch als Film-Mimi fortleben.

Nicht um zu feiern, ist Lilian Gish nach Europa, vornehmlich nach Deutschland gekommen, sondern sie sucht hier Max Reinhardt auf, der mit ihr in der Hauptrolle einen großen Film, seinen ersten, inszenieren soll. Das neue Werk wird wahrscheinlich den Titel „Mirakel" führen. Doch handelt es sich nicht um einen Film nach dem bekannten Werk von Karl Vollmöller, das Reinhardt mit großem Erfolg in Deutschland und Amerika aufgeführt hat, sondern um ein Manuskript mit modernen Problemen.

Zur Ankunft Lilian Gishs in Berlin hatten sich zahlreiche Photographen- und Kameraleute, sowie viele Verehrer und Verehrerinnen eingefunden. Als der Zug pünktlich in den Bahnhof einlief, war es kaum möglich, der Gefeierten Platz zum Aussteigen zu verschaffen. Lilian Gish ist keine Schönheit in landläufigem Sinne, sie ist genau so, wie wir sie oft im Film gesehen und lieb gewonnen haben, ein feines, zurückhaltendes, wohlerzogenes junges Mädchen, um dessen Lippen stets ein gütiges, freundliches Lächeln schwebt. Lilian Gish ist den Ansturm der Menge gewöhnt. In allen Städten der Welt, in denen sie gewesen ist, wurde sie gefeiert. Sie ließ sich nicht von Hunderten, die zu ihrer An-

kunft kamen, überrumpeln, sondern ihre Sorge galt vor allem ihrer Mutter, die mit ihr trotz ihrer schweren Krankheit — sie ist seit zwei Jahren gelähmt — alle großen Reisen gemacht hat.

Erst im Hotel ist es möglich, mit ihr einige Worte zu wechseln. Sie schildert ihre ersten Eindrücke von Deutschland, von dem sie außerordentlich entzückt ist. Kein Wunder; denn während der Reise hatte sie das schönste Wetter, das man sich denken kann. Sie erzählt, welch großen Eindruck Max Reinhardt in Newyork auf sie gemacht hat, dessen Inszenierungen sie alle gesehen hat. „Vom „Lebenden Leichnam", „Sommernachtstraum", von „Kabale und Liebe" war ich gleich hingerissen, und es ist mir eine besondere Freude, wenn ich in dem ersten Film, den Max Reinhardt inszeniert, mitspielen kann." Wie auf alle Amerikaner, hat von den deutschen Filmen „Der letzte Mann" auf sie den größten Eindruck gemacht. Lilian Gish ist überzeugt, daß sie in Deutschland für ihre Filmentwicklung noch viel lernen kann. Ihr Aufenthalt hier ist nicht auf wenige Tage, sondern auf mehrere Wochen, ja sogar vielleicht Monate berechnet. Viele Aufnahmen zu ihrem neuen Film sollen in Europa gemacht werden.

Es ist eine dankbare Aufgabe, die Max Reinhardt winkt, mit Lilian Gish einen Film zu inszenieren. Sie ist der Typ der Frau, den er häufig schon herausgebracht hat. In gewisser Beziehung erinnert **Helene Thimig** an die Gish. Die künstlerischen Leistungen der amerikanischen Filmschauspielerin sind stets sehr unterschiedlich gewesen, je nachdem unter wessen Regie sie gearbeitet hat. Aber bei dem starken Einfühlungsvermögen Max Reinhardts, seiner Kunst, aus den Schauspielern die letzten Möglichkeiten herauszuholen, darf man damit rechnen, daß sein Film mit ihr zu einem neuen Welterfolg für beide wird.

Die Totenschau.

Historische Skizze von Alfred Petto.

Als Friedrich der Große die beiden schlesischen Kriege siegreich beendet hatte, ließ er nicht lange danach seinem himmlischen Alliierten zum Danke den gewaltigen neuen Dom erbauen. Den alten aber befahl er, da er unnütz geworden, abzureißen und die schweren Marmorsärge seiner Ahnen nach der neuen Gruft hinüber zu schaffen.

Da sah er vom Fenster seines Zimmers aus selbst zu, und ob die Herren Kabinettsräte, die schon für sieben Uhr in der Frühe bestellt waren, auch ungeduldig warteten, so ließ er sie noch ungeduldiger werden. Er öffnete das Fenster und lehnte sich, ungeachtet er nur in Hosen und Stiefeln war, weit hinaus. Das Tun der Leute unten, die einen Sarg um den anderen aus dem Dunkel der Gruft hervorbrachten an das grelle Licht des Tages, war ihm so eigenartig und schauerlich zugleich geworden: als ob da die grauen Schattengestalten schwer und steif aus der Nacht ihres ewigen Schlafes heraufschritten an den Tag, an den hellen lebenden Tag, Gesicht um Gesicht, ernst, würdig und eingeschlossen in das Grauen dieser Sarkophage . . .

Da konnte er es doch nicht überwinden, ließ die Kabinettsräte paff dastehen, nahm Rock und Dreispitz und lief hinunter. Der Mann, der die Überführung der Särge leitete, war baß vor Staunen, als er den König plötzlich hinter sich stehen sah, den Dreispitz auf dem Kopfe, den Krückstock in der Rechten.

„Laß Er doch den Sarg hier öffnen", sagte er darauf, „wenn es Ihm möglich ist." Und seine Stimme klang seltsam.

Gerechter Gott, der Mann riß den Mund vor Entsetzen auf: Öffnen, den Sarg da öffnen? Und ging doch mit wirren Augen hinauf, kam nach einer Weile mit zwei Kerzenlichtern zurück. Und einige Leute, die er mitgebracht hatte, begannen allsogleich den Deckel loszulösen, die Schrauben und Verschlußnägel mußten erst gelockert werden. Indes stand der König da, den Kopf hatte er lauschend, neugierig vorgestreckt, den Rücken gekrümmt und die Hand in die Hüfte gelegt. Er wartete und sah mit scharfen Augen zu.

Es war der Sarg des Großen Kurfürsten, seines Urgroßvaters. — Das Leben ist unermüdlich, unerschöpfbar, einer löst den anderen ab, ein ewiges Kommen und Gehen . .

Da hoben sie den Sargdeckel hoch, als eben ein paar Höflinge und Offiziere herzugekommen waren. Die Leute bogen sich unter der Last des schweren Marmors, als höben sie Jahrhunderte aus dem tiefen Schacht der Erdenvergessenheit.

Der Große Kurfürst — — —

Da lag er im vollen Kurstaat, steif, massig, grau und uralt. Der rotsamtne Kurmantel mit dem Hermelinbesatz bedeckte den langen Körper. Die Höflinge drängten neugierig herzu, unwillkürlich entschlüpften ihnen Rufe des Erstaunens, als der Wärter die Lichter brachte. Der König nahm langsam den Hut vom Kopfe und hielt den Krückstock hinter sich, die andere Hand legte er um das spitze Kinn und blickte mit großen Augen auf den Toten. Der lag in dem Schein zweier Kerzen da vor ihm. Man sah eine große wallende Halskrause und die schweren, steifen Handschuhe, deren Leder nun brüchig geworden war, die langen Fransen daran, die aus den weiten Ärmeln des Mantels fielen, und die gelben Stiefel an den Füßen, — alles so bunt und neu und unversehrt, doch als sie darauf das große Gesicht ableuchteten, da sahen sie, wiewohl die sechzig Jahre es schon grünlich und lederhart gemacht, die kühne Adlernase über dem blassen Spalt des Mundes, die breite, schöne Kuppel der Stirne, die runden Augenäcklein, die buschigen Brauen, — und nur die Augen waren geschlossen. Blau und dünn schimmerten die Augensterne durch die morschen Lider, als liege der letzte scheidende Blick noch auf den bunten, wechselnden Dingen im Leben, als atme noch der allerletzte Hauch der warmen Stimme auf den trocknen Lippen — —. Darüber war es still geworden in der Gruft. Man vernahm nur die zagen Atemzüge.

Feucht, modrig war es hier unten. Der Salpeter stand grau und weiß auf den Steinen an der Wand, phantastisch wechselten und geisterten die Schatten über die Mauern, kalt stieg es aus dem Boden herauf und nur die Treppe hinab kam ein dünner Sonnenstrahl gewandert.

Da stand der König mit offenen Augen da, kaute an den Lippen, die Hände hielten den Stock umkrallt. Laut und schwer ging ihm die Luft durch die Nase. Er sah nicht um sich, schien die anderen um sich her zu vergessen, schaute nur immer starren, erstaunten Blickes in das Wunder hinein, das da prunkhaft, farbig und morsch zugleich vor ihm stand. Als wisse er nicht, ob er es in der Tat vor sich habe oder ob ihm da ein verirrter Gedanke ein Zauberbild vorgaukele.

Und ob ihn da der angeborene, forsche Leichtmut und der derbe und kühne Sinn, in allem Schweigen der Ehrfurcht noch zu scherzen und sich des Gefühles mit einem unflüggen Worte zu erwehren, wieder packen wollte, oh, so zerbrach ihm doch hier der harte Sinn. Hier vor dem starren Körper, vor diesen prunkenden, feierlichen Dingen, die schwer und steif den Leichnam schmückten, — und vor dem Schlummer dieses Faltengesichts: Wie er so dalag in aller Würde des Ornats, lang gedehnt noch von den Schauern des Todes, in steinerner, uralter Härte und Strenge, eingepreßt in den engen Rahmen des Sarges, der seine letzte irdische Heimat war, das ließ ihm den dreisten, kühnen Vorwitz, der ihn hergeführt, gemach zu Andacht und Ehrfurcht werden.

Unwillkürlich senkte Friedrich das Haupt vor dem Urgroßvater. Vor seiner Würde und Prunkhaftigkeit, die ihm ein Symbol geworden für des Staates Macht und Bedeutung, und vor dem faltigen, herben Angesicht, das da in dem Lockengekräusel der Perücke lag und ihn lehrte, wie die Väter um das Erbe der Söhne streiten und leben und sterben müssen . . .

Er hatte die Augen eine Weile geschlossen und stand regungslos unter den anderen, deren stumme Ergriffenheit ihn noch grausiger umgab. Der Wärter hielt die Leuchter immer noch hoch. Er zitterte, unwillkürlich hatte er die Augen groß aufgerissen und sah über das grelle Licht hinauf zur Decke, wo die gespensterhaften Schatten der anderen standen.

Nach einer Weile reckte der König sich hoch. Langsam trat er zurück, er schien sich jetzt erst der anderen wieder zu entsinnen. Und sagte und zeigte dabei auf den Toten:

„Messieurs, — der da hat viel getan!"

Und faßte die Vielheit seiner wirbelnden Gefühle in diesen kargen Worten zusammen, karg und unverblümt, wie er sonst auch sprach.

Wie er darauf mit dem Kopfe nickte und noch einmal die Augen über den offenen Sarg laufen ließ, da wurden seine Blicke größer und weiter. Er wandte sich ab und ging wortlos und leise davon.

Auf der Treppe, als er die Stufen langsam hinaufgestiegen war, hörten die Höflinge und Offiziere seinen Atem schwerer gehen und vernahmen das Klopfen des Stockes auf den Steinen hart und gequält. Und oben in der Helle des Tages blieb er jetzt stehen, hob die Brust höher und suchte die Sonne, die eben hinter den ziehenden Wolken wanderte.

So, als ob er stumm und ohne Geste und doch so inbrünstig und freudebewegt das Licht, das helle jauchzende Licht des Tages begrüßte, das ihn noch reich umgab.

Heiliger Frühling.

Drum sag ich euch: 's ist alles heilig jetzt,
Und wer im Blühen einen Baum verletzt,
Der schneidet ein, wie in ein Mutterherz.
Und wer sich eine Blume pflückt zum Scherz
Und sie dann schleudert von sich sorgenlos,
Der reißt ein Kind von seiner Mutter Schoß.
Und wer dem Vogel jetzt die Freiheit raubt,
Versündigt sich an seines Sängers Haupt.
Und wer im Frühling bitter ist und hart,
Vergeht sich wider Gott, der sichtbar ward.

Jean Paul.

Fliegende Holländer.

Es gibt wahrheitsgetreue Berichte über das geheimnisvolle Auftauchen von Schiffen, die sich als Schemen erweisen, hervorgerufen durch Luftspiegelungen seltsamer Art und bedingt durch merkwürdige atmosphärische Verhältnisse auf den unermeßlichen Meeren. Ein beglaubigter Bericht über ein „Gespensterschiff" liegt von einem amerikanischen Torpedobootzerstörer vor, der im Februar 1921 vor der Küste von Peru kreuzte. In der Nähe der Mejillonengruppe sichtete der Wachthabende ein kleines Boot, das anscheinend drei Mann Besatzung trug. Der Zerstörer fuhr mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Knoten auf das kleine Boot zu. Es war am 20. Februar um drei Uhr nachmittags. Aber bis Sonnenuntergang war das Boot noch nicht eingeholt! Am nächsten Morgen hielt man vergeblich Ausschau, doch als die Sonne höher stieg, entdeckte man das Boot in der gleichen Entfernung! Erst am 22. Februar schien man dem Boot näher zu kommen. Der schrille Pfiff der Dampfsirene mußte die drei Männer im Boot erreicht haben. Es hatte den Anschein, als ob das Boot beidrehte. Es gelang dem Zerstörer, es zu überholen, und da stellte sich heraus, daß seine Bemannung aus — drei Skeletten bestand, an denen noch Kleiderfetzen hingen — offensichtlich Fischer, die vom Sturm verschlagen worden waren. Das Spiegelbild des Bootes hatte zwei Tage lang die Verfolger genarrt! — Wie aus deutschen Logbüchern hervorgeht, wurde auch das Kreuzergeschwader unter Admiral von Spee am 30. Oktober 1914 durch die Meeresspiegelung auf die Spur der Kreuzer unter dem Kommando des Admirals Cradock an der chilenischen Küste gelenkt. Man konnte jede Bewegung der englischen Schiffe beobachten, obwohl diese einige hundert Kilometer entfernt waren und die entscheidende, für die Engländer vernichtende Begegnung von Coronel erst am nächsten Tage erfolgte. — Diese Erscheinungen aus neuerer Zeit sind durch die Logbücher aufgezeichnet.

Die „Messias"-Papilloten.

Bekannt ist Händels Luxus mit Perücken, die er in den mannigfachsten Variationen für alle nur erdenklichen Gelegenheiten des Lebens besaß.

Zu einem großen Galadiner bei König Georg geladen, schritt er in Gedanken versunken, Melodien summend, dahin, wobei er nicht bemerkte, daß ihm ein lustiger Maurer die Perücke vom Kopf fischte. Als er eben ins königliche Schloß eintreten wollte, faßte ihn die Haarkräuslerin Jenny Brock am Arm und rief: „Mylord, Sie haben Ihre Perücke vergessen!"

Händel griff entsetzt nach seinem Kopf und erkannte seine „Kahlheit". Was tun? Die freundliche Helferin nahm kurz entschlossen den Meister mit zu ihrem Vater, der ganz in der Nähe ein Perückengeschäft hatte, — und nach langem Suchen fand sich endlich für Händels ungewöhnliche Kopfform das Gewünschte. Der Künstler bot dem Mädchen entzückt seine Börse an, aber Jenny lehnte ab und erbat sich nur die Gunst, den berühmten Meister zu ihren Kunden zählen zu dürfen.

Als Händel nach einigen Tagen wieder ins Geschäft kam, war Jenny Brock gerade im Hintergrund des Ladens damit beschäftigt, einem Offizier Papilloten aufzustecken. Das junge Mädchen hatte den Meister nicht bemerkt und rief: „Vater, geben Sie mir noch ein Blatt von Händels „Messias", es fehlen mir noch sechs Papilloten."

Händel traf das frevle Wort wie ein Donnerschlag, und er enteilte, verzweiflungsvoll ausrufend: „Mein Meisterwerk, mein Messias und — Papilloten!!" Er ward in diesem Laden nie mehr gesehen! **Ferdinand Bruger.**



Bunte Chronik



* **Der Filmkünstler als Eheberater.** Adolphe Menjou, der zur Zeit wohl beliebteste französische Filmschauspieler, der nicht nur von der französischen Weiblichkeit als ihr erklärter Liebling betrachtet wird und diese Anbetung in erster Linie seiner Fähigkeit verdankt, entzückende Liebesszenen zu spielen — dieser Adolphe Menjou hat kürzlich das tausendmal Gespielte Wirklichkeit werden lassen, d. h. er hat sich verheiratet und zwar mit der nicht viel weniger beliebten und entzückenden Filmschauspielerin Catharine Carocr. Daß Filmgrößen sich heiraten, kommt öfter vor, und es soll auch vorkommen, daß die Ehen dieser Prominenten glücklich werden. Das alles ist also nicht weiter verwunderlich. Das Interessanteste dabei ist, daß Menjou, der gerade von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrte neugebackene Ehemann, sich bereit finden ließ, in einem Londoner Frauenklub eine Vorlesung über die Ehe zu halten, als jemand, der ja nunmehr mitreden kann und allerlei gute Winke und Ratschläge zu erteilen hat, wie man glücklich wird. Natürlich war der Saal gestopft voll, und natürlich nahmen auch die Londoner Damen die Aussprüche ihres Filmlieblings mit atemloser Spannung auf. Was der schöne Adolphe sagte, war indessen weder besonders neu, noch besonders interessant, nur zuletzt entschlüpfte ihm ein bedeutsames Bekenntnis. — „Die meisten Frauen heiraten viel zu früh", erklärte der Spezialist in Liebesszenen, „und daher resultieren die vielen unglücklichen Ehen, denn sie wissen noch nicht, was es eigentlich bedeutet und was sie auf sich nehmen, wenn sie den Schritt in die Ehe wagen. Am besten ist es, wenn die Frauen zwischen 27 und 30 Jahren heiraten, dann sind sie schon etwas vernünftiger geworden. (!) Ein weiterer Grund, daß Frauen sich in der Ehe so oft unglücklich fühlen, ist der, daß sie nicht wissen, was ihnen eigentlich fehlt. Sie haben alles, Schmuck, Kleider, Stellung usw., aber sie haben eben zu viel, und sie brauchen es, sich etwas zu wünschen und sich nach etwas zu sehnen. Wenn sie das nicht können, werden sie unzufrieden und hysterisch. Der dritte Grund endlich, warum die Ehe für viele Frauen zur Enttäuschung wird, ist der, daß jede Frau sich einbildet, sie könne ihren Mann ändern und bessern — aber das ist eine Illusion, die niemals Wirklichkeit wird!" Adolphe Menjous Ansichten über die Ursachen unglücklicher Ehen schmecken bedenklich nach Film, das ist wahr. Aber erfreulich ist seine Selbsterkenntnis, — hoffen wir, daß seine Gattin davon profitiert!



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Fritz und Anna, die sich lieben,
Heiraten in kurzer Frist,
Er, der Fritz, tut klein geschrieben,
Was sie groß geschrieben ist.

*

Magisches Quadrat.

A	A	A	A
D	D	E	E
I	I	L	L
M	M	P	S

Die Buchstaben in obenstehendem Quadrat sind so anzuordnen, daß vier Wörter entstehen, die sich sowohl von oben nach unten, als auch von links nach rechts lesen lassen und welche bezeichnen: 1) einen Fisch, 2) die Hauptstadt einer Inselgruppe, 3) ein Kunstwerk, 4) die Larve eines Insekts.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 115.

Uhren-Rätsel:

E i s e n g i e s s e r
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.